

Rainer Hackel

# Stromausfall im Paradies

Ein Reisebericht aus Ghana

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bildnachweis:

Umschlagfoto: Foto-Studio Hermann, Bad Nauheim

Foto S. 51: Arno-Breker-Archiv Düsseldorf

Satz & Layout:

Elke Flatau – Lektorat Kopfnote

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
meiner Mutter, Dr. Ruth Hackel.

## Impressum

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Hackel, Rainer:

Stromausfall im Paradies

Ein Reisebericht aus Ghana

Verlag Traugott Bautz GmbH Nordhausen 2015

ISBN 978-3-95948-038-3

© copyright by Verlag Traugott Bautz GmbH

Meiner lieben Frau Agnes Yaa gewidmet



Daneben die Frauen, hellblaue Kleider  
über dem schwarzen Leder schwitzender Haut,  
die Augen gesenkt, kreisten sie  
in der Glut jahrtausendealter Freude...

*Pier Paolo Pasolini*

**N**ach einem ruhigen sechsstündigen Flug über das Mittelmeer und die Sahara landeten wir abends gegen 20 Uhr in Accra. Außentemperatur 29° C. Die Lufthansa-Damen, die sich um uns so professionell bemüht hatten, entließen uns lächelnd in die feuchtheiße tropische Nacht, denn in Ghana ist es schon um 19 Uhr stockfinster. Mit einem Flughafen-Bus wurden wir zur Paßkontrolle gefahren, wo man – wegen der Ebola-Epidemie in anderen westafrikanischen Ländern – mit Wärmekameras unsere Körpertemperatur untersuchte: Waren die Gesichter auf den Bildschirmen gelb, so wurden wir durchgelassen und durften uns bei der Paßkontrolle anstellen. Agnes, die sich Sorgen um den riesigen Fernseher ihrer Freundin machte und so schnell wie möglich am Gepäckausgabeband sein wollte, reihte sich bei der Paßabfertigung für Ghanaer ein, wo weitaus weniger Reisende standen. Da meine Frau aus

Ghana stammt, aber einen deutschen Paß hat, rechnete ich damit, daß sie zurückgeschickt würde. Aber sie hatte Glück. Schließlich passierte auch ich die Kontrolle und sah mich mit dem riesigen Fernseher konfrontiert, den ich nach draußen zu bug-sieren hatte. Wahrlich keine leichte Aufgabe, zumal Madame sich mit den Koffern aus dem Staub gemacht hatte und ihre Afro-Frisur soeben aus meinem Blick entschwunden war. Beherzt nahm ich mich des Monstrums an, wurde aber bei der Zoll-Kontrolle von einer Beamtin sogleich herangezischt (in Ghana zischt man durch die Zähne, wenn man jemanden ruft). Bereitwillig und mit Unschuldsmiene wies ich meinen Paß vor und murmelte, der Fernseher sei für unser Haus in Kumasi. Die Beamtin wollte wissen, wann ich das letzte Mal in Ghana gewesen sei. Mit einem Hinweis auf das Visum in meinem Paß sagte ich: »Vor vier Jahren.« »So, so vor vier Jahren«, wiederholte sie, händigte mir meinen Paß aus und ließ mich passieren. Kaum war ich mit dem Fernseher in Fahrt gekommen, zischte es abermals hinter mir. Eine andere Beamtin winkte mich heran und wollte ebenfalls meinen Paß sehen. Meinen Einwand, doch

schon kontrolliert worden zu sein, ließ die zierliche Ghanaerin nicht gelten. Sie erkundigte sich, wie oft ich schon in Ghana gewesen war. Gelassen und stolz erwiderte ich: »Ach, bestimmt schon neunzehn Mal.« »Neunzehn Mal?« fragte sie erstaunt und schaute mich an. »Und wann zum letzten Mal?« »Vor vier Jahren.« Dann lächelte sie verschmitzt und fragte mit halb echter, halb gespielter Enttäuschung: »Und warum so lange nicht?« Gab mir lachend den Paß und ließ mich durch. Da war sie wieder: die Liebe zu diesem Land und seinen Menschen. Ich war glücklich, wieder in Ghana zu sein.

Sicher steuerte ich das Unding von Fernseher nach draußen, wo mich Agnes erwartete und mich über ihr plötzliches Verschwinden aufklärte: Ein ghanaischer Mitreisender hatte ihr empfohlen, den Fernseher lieber mir zu überlassen, da sie erst vor sieben Monaten in Ghana war und der Zoll ihr vermutlich unterstellt hätte, den Fernseher in Ghana verkaufen zu wollen. Daher auch die Frage der Beamtinnen nach meinem letzten Aufenthalt in Ghana.

Vor dem Flughafen erwartete uns Otwinoko mit seinem Fahrer in einem silbernen Mercedes. Otwinoko ist ein bekannter

Radio-Moderator bei HOT FM, der von Montag bis Freitag von 20–22 Uhr auf Sendung ist. Mit ausgewählten Hörern aus Ghana, Europa und den USA führt er am Telefon Gespräche über aktuelle Themen. »Otwinoko« ist ein aus der Ga-Sprache stammendes Wort und bedeutet »der etwas Bewegende«. Otwinokos bürgerlicher Name ist Linford Asare. Vor fünf Jahren erkrankte der Moderator, der damals noch bei FOX FM arbeitete, schwer und erblindete. Vermutlich wollte ihn ein Kollege, der ihm den Erfolg nicht gönnte, vergiften. Doch blieben die Ermittlungen der Polizei erfolglos. Zwei Sendungen widmete der eloquente und beliebte Moderator unserer Tochter Unice, die vor fünf Jahren spurlos verschwand. Aber auch Otwinokos Versuche, sie aufzufinden, blieben ohne Erfolg. Vor einem Vierteljahr unterhielt sich Otwinoko mit mir, und zwar ging es um die Frage, woran es denn liege, daß Afrika nach wie vor ökonomisch unterentwickelt sei, obwohl die Afrikaner doch viel religiöser seien als die Europäer. Eine Frage, auf die ein europäischer Moderator wohl kaum verfallen wäre. Ich schimpfte kräftig und ausgiebig auf die Korruption und die Inkompetenz der afrikanischen Re-



gierungen, hielt aber mit meiner Vermutung hinterm Berg, daß es womöglich gerade die Glaubensferne und die instrumentelle Vernunft sind, denen sich der wirtschaftliche Erfolg der westlichen Welt verdankt.

Nachdem wir den Fernseher bei Otwinoko Onkel, der in einem luxuriösen Haus am landschaftlich allerdings trostlosen Rande von Accra residiert, abgeladen hatten, fuhren wir mit dem Moderator zu einem ebenso luxuriösen Hotel, von dem Otwinoko wohl annahm, daß es dem wohlhabenden Doktor aus Deutschland angemessen sei. Doch nach kurzer Inspektion des kleinen und muffig riechenden Zimmers, das umgerechnet 100 Euro pro Nacht kosten sollte, ergriffen wir die Flucht. Otwinoko ließ sich von meiner Empörung nicht aus der Ruhe bringen und fuhr mit uns zu einem anderen Hotel. Dort hatte er für Agnes' vermeintliche Freundin Jasmin – sie wollte ihm verheimlichen, daß sie selbst nach Ghana kommen würde, und ihn am Flughafen überraschen – schon ein Zimmer reserviert und bezahlt. Hier kostete die Übernachtung nur 20 Euro. Das Hotel in Ost-Legon sprach mich sogleich an: Im kleinen Hof stand ein großer Cashewnuß-Baum, und die Atmosphäre war familiär, wie sie

mir von anderen Hotels in Ghana vertraut war.

Am nächsten Morgen genossen wir das wunderbare sonnige Wetter und frühstückten in aller Ruhe im Schatten des schönen Baumes, durch dessen Blätter helle Sonnenflecken auf den Boden fielen. Gegen 10 Uhr stellte sich Otwinoko mit seinem kleinen vorlauten Sohn und seinem Fahrer ein, um uns zum Flughafen zu fahren. Schließlich wollten wir ja nach Kumasi. Von Accra aus fliegen drei Airlines in die Hauptstadt der Aschanti; wir entschieden uns für Starbow und erstanden die Tickets. Während Agnes damit beschäftigt war, mit Otwinokos Fahrer die Aushändigung der von ihren Freundinnen in Deutschland mitgegebenen Sachen zu besprechen, verwickelte mich ein gut aufgelegter Security-Mann vor dem Eingang zur Abflughalle in ein Gespräch. Er wurde nicht müde, mir seine Kollegin, die neben ihm saß, als gute Ehefrau zu empfehlen, koche sie doch hervorragend Fufu und Banku, und darauf komme es doch am Ende an. Die Security-Dame ließ sich das Lob gefallen und fühlte sich augenscheinlich geschmeichelt, wobei sie hin und wieder in verschämtes Lachen ausbrach, in das wir

heiter einstimmten. Gegen 14 Uhr hoben wir in Accra ab und waren in einer knappen Dreiviertelstunde in Kumasi, wo uns Otwinokos jüngerer Bruder mit seinem Auto erwartete.

Wir fuhren zunächst zum »Paloma«, einem preiswerten und guten Restaurant in der Nähe des Asafo-Marktes, wo wir zu Mittag aßen. Danach machten wir uns auf den Weg nach Atematim zu unserem Haus. Das war allerdings alles andere als selbstverständlich. Agnes hatte nämlich bei ihrem letzten Aufenthalt in Ghana im August 2014 nicht in unserem Haus gewohnt, sondern sich eine kleine Einzimmerwohnung im Stadtteil Bokrum gemietet. Während des Flugs hatte sie die dunkle Vorahnung, das Haus nicht betreten zu können und den Pfarrer Ebenezer aufsuchen zu müssen, der ihre Ängste bestätigte: Lydia, ihre ältere Schwester, habe das Haus aus Rache dafür verflucht, daß sie mit ihren Kindern aufgrund eines Zerwürfnisses mit meiner Frau ausziehen mußte. Sollte Agnes das Haus dennoch betreten, würde sie ihren Verstand verlieren. Vor unserer diesjährigen Reise hatte sie nun mit dem Pfarrer telefoniert und die Erlaubnis erhalten, unser Haus zu

betreten – der Fluch sei inzwischen durch Gebete gebannt und habe seine Kraft verloren.

Für westliche Ohren muß das nach purem Aberglauben klingen, doch so einfach liegen die Dinge nicht, denn sobald man afrikanischen Boden betritt, sind die in der westlichen Welt geltenden Gesetze – zum Beispiel auch die physikalischen von Ursache und Wirkung – außer Kraft gesetzt, und wir befinden uns in einem Koordinatensystem spiritueller Mächte, unter denen das Christentum nur *eine*, und vielleicht noch nicht einmal die wichtigste Macht, darstellt. Der afroamerikanische Schriftsteller Richard Wright reiste Anfang der fünfziger Jahre nach Ghana, das damals noch britische Kolonie war und Goldküste hieß und einige Jahre später, 1957, als erstes afrikanisches Land die Unabhängigkeit erlangte. Wright, der dem Existentialismus nahestand und lange Jahre in Paris lebte, ist immer wieder fassungslos, wenn ihm gebildete Ghanaer, die in England studiert haben, versichern, daß an Juju »etwas dran« sei. Obwohl Wright diese Vorstellungen fremd sind, ringt er doch um ein Verständnis, das der Welt seiner Vorfäter gerecht wird. So be-

merkt er über die »magischen Erscheinungen«: »Der Afrikaner stellt das Geheimnisvolle zwischen Ursache und Wirkung; es herrscht dort eine starke Vorliebe für die Allgewalt des Gedankens, ein Glaube an die Einwirkung des einen Geistes auf den anderen. Je mehr ich Afrikanern zuhörte, wie sie ihre Erfolge auf dem Gebiet des Magischen beschrieben, desto deutlicher empfand ich, daß der wirkliche Unterschied zwischen dem Denken des westlichen Menschen und des nichtwestlichen Menschen darin bestand, wie man Tatsachen zueinander in Beziehung brachte.« (1)

Das eine spirituelle Problem war also gelöst, das andere – das Verschwinden unserer Tochter – war aber nach wie vor ein großes Rätsel. Vor fünf Jahren war Unice nach England gefahren und hatte danach alle Kontakte zu ihrer Familie und zu ihren Freunden abgebrochen. Im Vorfeld unserer diesjährigen Reise nach Ghana zeichneten sich drei Möglichkeiten ab, Licht in das undurchdringliche Dunkel zu bringen. Immer wieder hatte Agnes davon gesprochen, mit einem Pfarrer ein prayer-camp aufsuchen zu wollen, um dort drei Tage zu fasten und zu beten. Auf diese Weise war es ihr ja auch ge-

lungen, Unice ohne Paß und gültiges Visum unbehelligt nach Deutschland zu bringen – keinem deutschen Grenzbeamten war das siebenjährige Mädchen auch nur aufgefallen, als hätte es eine Tarnkappe getragen. Dann hatte sie mit dem Gedanken gespielt, einen Fetischpriester aufzusuchen, um Unice durch Juju-Magie gleichsam herbeizuzaubern. Über diese Wendung der Dinge war ich etwas erschrocken, glaubte ich doch meine Frau fest im Christentum verwurzelt. Aber schon Richard Wright war in Ghana aufgefallen, daß die Afrikaner in religiösen Fragen zwar äußerlich »gefügig« waren, doch »niemals wirklich, von innen her zu einem Christentum bekehrt worden (sind)« (2). Folgt man Wright, dann erscheint es durchaus fraglich, ob das Christentum dem ursprünglichen Glauben der Westafrikaner überlegen ist. So werde in der Religion der Aschanti die Erbsünde abgelehnt, da die Vorstellung, »daß der ganzen Menschheit mit Leiden gedroht wurde, nur weil zwei Ahnen in grauer Vorzeit geschlechtlichen Umgang miteinander hatten« (3), nach afrikanischen Begriffen »einfach lächerlich« (4) sei. Aber auch die christliche Vorstellung, »daß die Welt ›weltlich‹, sündhaft und ein

Ort ist, den man verabscheuen sollte, kann der afrikanischen Mentalität nur als ein Scherz erscheinen« (5). Vor allem erblickt Wright im Christentum die Ursache einer menschlichen Hybris, die sich auch auf das Verhältnis des Menschen zur Natur verhängnisvoll ausgewirkt hat, indem zum Beispiel Regenwälder bedenkenlos um des Profites willen abgeholzt werden: »Diese Kinder des Urwalds waren in ihrem Wesen zutiefst bescheiden; sie waren keusch und ernst. Der vorchristliche Afrikaner war von der Bedeutungslosigkeit seiner selbst überzeugt und ging behutsam über diese Erde, um nicht die unsichtbaren und doch stets gegenwärtigen Götter zu stören. Wenn er die furchterregende Majestät des Ozeans stören wollte, um zu fischen, brachte er seinen brandenden, heranrollenden Wogen zunächst ein Opfer dar; er wagte nicht, einen Baum zu fällen, ohne nicht zuerst dessen Geist zu besänftigen, damit dieser ihm nicht nachstellte; er liebte sein zerbrechliches Leben und war überzeugt, daß auch der Baum das seine liebte. Die Natur war so gewaltsam und unbeständig, daß er sich nicht in die Vorstellung hineinzureden vermochte, er, der doch nur ein Mensch war,

sei der Mittelpunkt des Universums. Erst als der demütige, freundliche Jesus kam, verfiel er dieser Überheblichkeit.« (6)

Nachdem Agnes den Besuch beim Fetischpriester dann doch verworfen hatte, blieb nun noch die Möglichkeit, das Gespräch mit dem schon erwähnten Pfarrer Ebenezer zu suchen, dessen »Miracle and Worship Center« sich außerhalb von Kumasi, an der Landstraße nach Obuasi befindet. So besuchten wir am Karfreitag den Gottesdienst des beliebten Gottesmannes, der auch im Radio ständig präsent ist. Ich will nicht verhehlen, daß ich Ebenezer schon immer für einen Scharlatan gehalten habe, der noch den Ärmsten der Armen das Geld aus der Tasche zieht. Und das in einem Land, wo die von dem ehemaligen Präsidenten Kufour eingeführte Krankenversicherung inzwischen zusammengebrochen ist und Kranke, die weder Arzt noch Krankenhaus bezahlen können, ihrem Schicksal überlassen bleiben. So war erst kürzlich ein Onkel von Agnes gestorben, weil die Familie die Kosten für das Krankenhaus – umgerechnet 1000 Euro – nicht aufbringen konnte. Pfarrer Ebenezers »Miracle and Worship Center« gehört zu den unzähligen evangeli-



kalen Freikirchen, die das ungemein lebendige religiöse Leben in Westafrika dominieren. Offenbar entsprechen die aus den USA importierten Kirchen eher der afrikanischen Mentalität als etwa die katholische oder die anglikanische Kirche und stellen eine eigenwillige Synthese aus afrikanischem Animismus und Christentum dar. Obwohl die Pfarrer großen Wert auf das Studium der Bibel legen – und das Buch der Bücher ist auch oft das einzige Buch, in dem Ghanaer lesen –, so stehen im Mittelpunkt der drei- bis vierstündigen Gottesdienste doch gemeinsame Gebete, bei denen jeder laut für sich betet, Austreibungen böser Geister sowie Lieder und Tänze, aus denen eine unbändige Lebensfreude spricht. Nicht selten gleichen die Kirchen – zumeist betonierte und mit Wellblech überdachte Plätze in der freien Natur – wahren Schlachtfeldern, auf denen sich von bösen Geistern Besessene wälzen, von betenden Geistlichen und Tanzenden umringt.

Bei Ebenezer ging es im Augenblick recht friedlich zu. Nicht nur seine Predigt, auch der Gottesdienst neigte sich dem Ende entgegen – schließlich drohte am Abend noch ein zweiter Gottesdienst, der sich bis in die

frühen Morgenstunden erstrecken würde. All-night-Gottesdienste finden in den Freikirchen einmal in der Woche statt und zeichnen sich durch besondere Intensität aus. Der Gottesdienst war zuende und wir nahmen in der ersten Reihe Platz, wo sich schon andere Gemeindemitglieder eingefunden hatten, um Ebenezer ihre persönlichen Anliegen vorzutragen. Nachdem jeder ein oder zwei Flaschen gesegnetes Öl erstanden hatte, bildeten wir eine Reihe vor dem Pfarrer, der mit jedem ein kurzes Gespräch führte. Ich hatte mich hinter Agnes eingereiht und sah mit meinem Rucksack wohl wie ein typischer Tourist aus, von denen es in Ghana allerdings nur wenige gibt. Als Agnes Ebenezer vom spurlosen Verschwinden unserer Tochter erzählte, ergriff mich der brennende, suchende Blick des außergewöhnlich schönen Mannes, der das Geheimnis um jeden Preis zu ergründen suchte. Nachdem er Agnes in Twi geantwortet hatte, war ich an der Reihe. Ich erwartete, daß er auch mir etwas sagen würde. Das tat er auch: Gut gelaunt sprach er mich in Twi an, was ich natürlich nicht verstand, und verabschiedete sich von mir. Selbstverständlich war Ebenezer des Englischen

mächtig, aber so sind sie nun einmal, die Ghanaer: Das unverhoffte Erscheinen des weißen Mannes bot eine gute Gelegenheit für eine humorvolle Szene, die mich mit dem charismatischen Gottesmann beinahe versöhnte und bei einem seiner Mitarbeiter einen Lachanfall auslöste, der den guten Mann regelrecht zu Boden warf. Als wir nach Hause fuhren, war Agnes wie verwandelt, als wäre eine schwere Last von ihr abgefallen. Ebenezer hatte ihr nur einen einzigen Satz gesagt: »Sie wird zurückkommen.«

Wir fuhren nach Atematim, wo schon eine leckere chicken-light-soup mit Fufu auf uns wartete. In zwei Räumen unseres Hauses lebt eine entfernte Verwandte von Agnes mit ihrem Mann und ihren vier Kindern. Obwohl Julie in der Elfenbeinküste eine Ausbildung als Friseurin absolviert hat, arbeitet sie nicht in ihrem Beruf, sondern macht sich jeden Morgen auf den Weg, um Gari, ein grobkörniges Mehl aus Maniok, zu verkaufen, das sie in einer Schüssel auf dem Kopf balanciert. Vorher, gegen halb acht, haben sich die Kinder in Schuluniformen höflich bei mir verabschiedet und sind zur Schule gegangen. Auch Julies Mann geht – in weißem Hemd und schwarzer Hose – je-

den Morgen zur Schule, wo er Französisch unterrichtet. Sein monatliches Einkommen beträgt cirka 100 Euro. Weite Sprünge kann sich die Familie damit nicht leisten, und so freuen sich die Kinder, wenn ihnen Agnes jeden Morgen eine Tasse Kakao zubereitet und eine Scheibe Brot mit Margarine schmiert. Sonntags putzt man sich im ganzen Land fein heraus und holt seinen besten Anzug und sein schönstes Kleid aus dem Schrank, um den Gottesdienst zu besuchen. Aber auch unter der Woche trifft man sich in den Gemeinden zu Bibelstudien und Gebeten. Auch Kofi, ein 23jähriger junger Mann und Verwandter von Agnes, der in der Elfenbeinküste aufwuchs und seit einigen Jahren in unserem Haus wohnt, hat den Weg zu Gott gefunden. Vor vier Jahren schien sein Leben nur aus Fußball zu bestehen; nun sehe ich ihn abends, nachdem er sich auf dem Fußballplatz ausgetobt hat, in einem frisch gebügelten Hemd und einer dunklen Hose mit seinem Fahrrad zur Kirche fahren. Will er am Ende Pfarrer werden wie sein Freund, der junge Taxifahrer? Kofi ist ein freundlicher junger Mann, der sich in unserer Abwesenheit um unser Haus kümmert. Wenn wir in Ghana sind, ist er unser

Laufbursche für alles. Er fährt mit seinem Fahrrad ins Stadtzentrum, um für uns auf dem Schwarzmarkt in Alaba Geld zu wechseln, kauft Brot und Eier, Batterien und Tabletten gegen Durchfall. Es ist angenehm, sich bedienen zu lassen, aber hin und wieder möchte ich mir auch einmal die Füße vertreten und Brot oder Ingwer für die Suppe kaufen. Als ich nach der kleinen Agnes rief, um mit ihr zu dem nahegelegenen Markt in Atematim zu gehen, bot sich Julie sofort an, den Ingwer für mich zu holen. Und so ist es überall in Ghana. Betritt man eine Tankstelle, um Wasser, Joghurt oder Kekse zu kaufen, nähert sich sogleich eine freundliche Verkäuferin mit einem Korb, um einem behilflich zu sein. Das Erscheinen des weißen Mannes auf dem kleinen Markt war übrigens ein wahres Ereignis für die Marktfrauen, die sich weder vorstellen konnten, woher ich plötzlich gekommen war, noch was ich um alles in der Welt mit dem Ingwer wollte. Die Marktfrau, die den Ingwer aus einer ihrer Kisten hervorkramte, war sichtlich um Fassung bemüht, während die kleine Agnes keine Miene verzog und die Ehre genoß, an der Seite des weißen Mannes auf dem Markt zu erscheinen. Seit meiner ers-

ten Reise nach Ghana frage ich mich, wie sich die herzliche Zuneigung der Ghanaer zu den Weißen erklärt, obwohl doch die Königin Ashantua zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegen die Briten Krieg geführt hatte und man jedes Jahr mit großem Pomp, der den Briten in den Schatten stellt, den Unabhängigkeitstag feierlich begeht. Und in der Tat empfinde ich die Zuneigung, die einem auf Schritt und Tritt in Ghana zuteil wird, irgendwie als beschämend, wirken doch die Weißen auf mich, im Kontrast zu den Afrikanern, wie blasse Schimären. Und es wundert mich ganz und gar nicht, daß Babys und Kleinkinder in Tränen ausbrechen und davon laufen, wenn sie mich erblicken. Selbst Bonbons und Kekse, die ich ihnen gebe, vermögen sie mit dem Anblick des weißen Mannes nicht zu versöhnen. Begibt man sich ins Stadtzentrum, etwa nach Alaba, wo hauptsächlich Moslems leben und Handel treiben, dann begegnen einem Menschen von großer Schönheit, Anmut und Stolz. So kommt auch Richard Wright aus dem Staunen nicht heraus: »Welche Unschuld der Instinkte! Welch unbefangener Stolz! Ein derart ungehemmtes Leben, so schien mir, konnte nur ein